



Louis,

# der Rollstuhltänzer

Louis Amport liebt Musik.  
Wenn ihm ein Stück einfährt,  
muss er sich dazu bewegen.  
Am liebsten beginnt er zu  
tanzen – mit seinem Rollstuhl.

Der Berner Louis Amport lebt mit einer Cerebralparese, einem «Geburtsgebrehen», wie er es nennt. Was schiefgelaufen ist, als er auf die Welt kam, weiss er nicht so genau. Aber es sei für ihn auch unwichtig, ob nun ein Mangel an Sauerstoff oder eine Blutung die Ursache seines Handicaps sei: «Ich bin ich, habe meine Einschränkungen und musste lernen, meinen eigenen Weg zu finden, der noch längst nicht abgeschlossen ist.» Das klingt ziemlich souverän. Aber dann liest man auf einem Zettel an seiner Kühlschrankschranktür den von Hand geschriebenen Satz: «Das Leben ist keine langweilige Schule» und ahnt, dass dieser Weg nicht immer einfach war und ganz sicher nicht nur geradlinig verlaufen ist.

Als Kleinkind sei er gerobbt oder gekrabbelt. Manchmal trugen ihn auch die Erwachsenen, was aber nicht geheissen habe, dass er in seiner Familie verhätschelt worden sei: «Für mich gab es keine Extrawurst.» Als Louis vier oder fünf war, bekam er seinen ersten Rollstuhl – in Rosarot. Er ist überzeugt, die Farbwahl sei eine «typische Schnapsidee» seiner Mutter gewesen. Sie hält dagegen, er habe im Katalog vehement auf genau diese Farbe gezeigt und sie regelrecht zum Kauf eines solchen Modells genötigt. Er zuckt mit den Schultern: «Wahrscheinlich weiss sie besser, wie es war.» Ihn habe die auffällige Farbe auf jeden Fall nicht gestört.

Den Kindergarten und die ersten beiden Primarklassen absolvierte er in der Berner Stiftung Rossfeld, einem Kompetenzzentrum für Menschen mit einer Körperbehinderung. Diese Zeit verlief mehr oder weniger problemlos, so dass seine Mutter fand, er solle doch an die öffentliche Schule wechseln, die auch seine drei Brüder besuchten. Es war ihr stets wichtig, ihn zur grösstmöglichen Selbständigkeit anzuhalten.

Am neuen Ort war alles anders. Mit seinem Rollstuhl war Louis die grosse Attraktion und genoss in der Anfangszeit viel Aufmerksamkeit: «Die anderen waren stolz darauf, dass sie ein Unikat wie mich in ihren Reihen hatten.» Der Lehrer führte sogar ein spezielles «Louis-Ämtli» ein, das die jeweiligen Inhaber dazu verpflichtete, sich bei Bedarf um ihn zu kümmern.

Damit begannen die Schwierigkeiten. Er habe offenbar zu viel Hilfe eingefordert, erzählt er, was seinem Ansehen schadete. Als die Kinder in die Pubertät kamen, wurde es noch schlimmer. Jetzt war Louis nicht mehr der coole Rollstuhlfahrer, sondern der weiche Typ, der sich nicht durchsetzen konnte. In den folgenden Jahren sei er mit der vollen Härte der «normalen» Alltagsrealität konfrontiert und massiv gemobbt worden.

Nach der 9. Klasse kehrte er für seine KV-Lehre ins Rossfeld zurück, wo er sich von den Mobbing-Attacken erholen konnte. Jetzt gehörte er zu denjenigen, die über eine grosse körperliche, aber auch mentale Robustheit verfügten. Die Jahre an der öffentlichen Schule hätten ihm allen Gemeinheiten zum Trotz gutgetan: «Es war eine wertvolle Erfahrung, die mir verwehrt geblieben wäre, wenn ich mich ausschliesslich im «Behindertenkuchen» aufgehalten hätte.»

Doch das Wechselbad der Gefühle habe ihn auch verwirrt und zu einer Identitätskrise geführt. Als Lehrling spürte er das starke Bedürfnis, sich von den anderen Menschen mit Behinderung abzugrenzen: «Ich wollte normal sein und nicht primär als Mensch wahrgenommen werden, der im besten Fall an Stöcken laufen kann, die meiste Zeit aber den Rollstuhl braucht und feinmotorische Mängel aufweist.» Erst nach einer gewissen Zeit habe er sich mit seinem Schicksal versöhnt und es irgendwann sogar «megacool» gefunden, «dass ich ein Handicap habe, das man auf den ersten Blick sieht.» Das erleichterte ihm den Zugang zu anderen Betroffenen, auf die er sich inzwischen mit besseren Empfindungen einlassen kann.

**Louis fühlt sich in beiden Welten – von Menschen mit und ohne Behinderung – daheim. Er versucht, die eine mit der anderen zu verbinden und seinen eigenen Stil als Tänzer zu entwickeln.**

Heute, mit 28, fühle er sich in beiden Welten daheim und versuche, die eine mit der anderen zu verbinden. Eigentlich gehörten ja auch alle alten Leute aufgrund ihrer körperlichen Einschränkungen zu den Behinderten, relativiert er sein Schicksal: «Rechne ich so, sind wir bald einmal keine Minderheit mehr.»

Seine Erfahrungen haben Louis Amport zu einem eigenwilligen Denker gemacht, der sich nicht scheut, auch unbequemen Wahrheiten ins Gesicht zu schauen. So analysiert er seine eigene Rolle präzise und frei von Sentimentalität. Als er nach dem Abschluss der Lehre drei Monate an einer Sprachschule in Cannes an der Côte d'Azur verbrachte und wie so häufig in seinem Leben der Einzige mit einem Rollstuhl war, merkte er sofort, dass er dank seinem Handicap «über einen besonderen Ruf auf dem Campus» verfügte. Er kam sowohl mit dem Model aus Brasilien als auch mit dem wohlhabenden Engländer gut aus und konnte sich Sachen erlauben, die man den anderen nicht so locker hätte durchgehen lassen: «Ich war beispielsweise der Einzige, der es wagte zu motzen, wenn der Koch uns wieder einmal schlechtes Essen auf-tischte.» Er grinst: «Als Rollstuhlfahrer hatte ich einen Bonus.»

Nach seiner Rückkehr aus Frankreich versuchte er, im Sozialbereich Fuss zu fassen. Er sei nie wirklich warm geworden mit der Arbeit im Büro, die ihn acht Stunden vor den Computer zwingt. Bei Info-klick, einem Angebot der Kinder- und Jugendförderung, konnte er ein achtmonatiges Sozialpraktikum machen. Er merkte schnell, dass ihm die Arbeit mit Menschen zusagte, und erwog ein vertiefendes Studium. Doch beim Versuch, die Berufsmatura zu erwerben, scheiterte er zweimal am Examen. Auch der Besuch der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik in Wisen bei Olten endete mit den Zwischenprüfungen. Das Aus hatte zur Folge, dass er Infoklick verlassen musste, da seine Stelle mit der Ausbildung verknüpft war. Er seufzt: «Ich bin der Praktiker und tue mich schwer mit dem theoretischen Stoff.» Er glaubt aber, dass er heute, einige Jahre älter, eine solche Anforderung bestehen könnte.

In der Folge war er rund ein halbes Jahr arbeitslos, bemühte sich aber stets um Aufträge. Beim Projekt Offene Turnhalle, das es Kindern und Jugendlichen ermöglicht, auch am Sonntag Sport zu treiben, bekam er eine 25-Prozent-Anstellung und stieg zum Standortleiter auf. Gleichzeitig engagierte er sich lange ehrenamtlich im HipHop Center Bern, bis er im September 2018 ein Teilzeitpensum von 30 Prozent im Kleinkinderbereich erhielt. In dieser Zeit erweiterte er auch sein Engagement für Menschen mit einer Behinderung. Er wurde Vorstandsmitglied des Rollstuhlclubs Bern, öffnete «seine» Turnhalle an Sonntagen neu auch für Kinder mit Behinderung und organisierte Tanzstunden für ebendiese.

Er könne sich Jahreszahlen nicht so gut merken, sagt Louis, doch nach seiner Erinnerung sei das Tanzen 2006, vielleicht auch etwas später in einem Jugendcamp in St. Gallen, in sein Leben getreten. Es war Silvester. Nach dem Anstossen wollte er, müde wie er war, rasch ins Bett. Die anderen hatten einen Kreis gebildet und weitergeplaudert. Er habe spontan entschieden, mitten durch diesen Kreis hindurchzufahren, weil er dann schneller im Zimmer sein würde. Tosender Beifall erklang, der junge Mann war völlig überrumpelt. Geistesgegenwärtig kehrte er um und wiederholte die Fahrt. Nachher stellte er seinen Rollstuhl in den Kreis und führte, angefeuert von den anderen, Tanzbewegungen aus. Er stellte sein



Gefährt auf zwei Rädern auf, drehte Pirouetten und fiel auch mal auf die Nase. Das Publikum sei völlig ausgerastet, erinnert er sich, und habe geschrien: «Megagut!» Das Erlebnis sei grossartig gewesen: «Da habe ich Blut geleckt.»

So buchte er, wieder mal als einziger Rollstuhlfahrer, bei der New Dance Academy in Bern einen Tanzkurs mit Dutzenden Teilnehmern. Doch schnell erkannte er seine Limiten. Es ging ihm alles zu schnell, zwei von drei Choreografien überforderten ihn. Und auch für die Tanzlehrer war es schwierig, auf ihn einzugehen und herauszufinden, was er genau gebraucht hätte. Also wechselte er zu den Breakdancern, wo er eigene Elemente integrieren konnte. Doch nach einem Jahr fühlte er sich ausgepowert: «Ich kam nicht weiter.»



LOUIS, DER ROLLSTUHLTÄNZER

Er schaute sich verschiedene andere Tanzschulen in Bern an und stellte fest, dass er in der Szene bereits bekannt war: «Alle wussten, dass es in Bern einen jungen Mann gibt, der im Rollstuhl sitzt und tanzt.» Das Echo sei durchwegs positiv gewesen. «Dabei hatten mich die meisten noch nie gesehen, und ich fragte mich, wofür ich diese Vorschusslorbeeren verdient hatte.» Aber auch den Applaus jener, die ihn schon einmal live erlebt hatten, stellte er in Frage: «Als Tänzer mit einem Rollstuhl, noch dazu Anfänger, konnte ich nichts richtig. Warum fanden mich denn alle so toll?» Louis hatte natürlich längst kapiert, dass er so viel Beifall bekam, weil ihn die Leute dafür bewunderten, dass er sich von seinem Rollstuhl nicht behindern liess und etwas Einzigartiges aufs Parkett brachte. «Das ist schon cool», sagt er, «aber mir wäre lieber, sie würden mir für meine Leistung als Tänzer Beifall spenden – wie jedem anderen Tänzer auch.»

Seine Frustration war gross. Ein, zwei Jahre pausierte er und entschied sich dann für Einzelunterricht. Doch erneut stellte er fest, dass er mit seinem Rollstuhltanz in einer Nische festsass. Er war der Sonderfall und hätte daraus Profit ziehen können, ähnlich wie der Rollstuhltänzer, der es in die Fernsehsendung «Das Supertalent» geschafft hat. Doch das wollte er nicht. Er wollte sich Zeit nehmen, um seinen eigenen Stil zu entwickeln, so ähnlich, wie es Piotr Iwanicki und Marisa Hamamoto getan haben. Louis zeigt einen Video-clip der beiden auf YouTube: er mit Rollstuhl und sie ohne führen das Stück «Gravity» vor. Voller Eleganz integriert das Paar den Rollstuhl, der nicht wie ein Hindernis wirkt, sondern ihrem Tanz eine zusätzliche Dimension verleiht. «Wunderbar», sagt Louis, «so etwas würde ich auch gern machen.» Doch dazu brauche man die richtige Partnerin, Geld und viel Zeit. «Zukunftsmusik. Vielleicht.» Er lacht.

In der Zwischenzeit konzentriert er sich auf die Tanzstunden, die er für Kinder und Jugendliche mit einer Behinderung gibt. Dabei geht es ihm nicht ums Einstudieren klassischer Choreografien, er will bei seinen Schülerinnen und Schülern in erster Linie die Freude an der Musik und an der Bewegung wecken und ihnen helfen, ihr Rhythmusgefühl zu verbessern. Auch an Auftritte denke er noch nicht. Damit fange er erst an, wenn sie etwas wirklich Gutes erarbeitet hätten: «Ich habe überhaupt keine Lust, auf den Jöö-Effekt zu setzen.»

Was ihm selbst die Zukunft als Tänzer bringt, lässt er bewusst offen. Vielleicht tanze er allein, vielleicht in einem Duo. Denkbar sei auch, dass er sich einer Showgruppe anschliesse. Im Moment genieße er seine künstlerische Freiheit und tanze in erster Linie für sich allein.

Kürzlich hat Louis die Anfrage eines Freundes erhalten, ob er bereit wäre, mit einem Profitänzer zusammen eine kleine Show aufzuführen. Dabei soll ein soziales Rollstuhlprojekt tänzerisch begleitet werden. Da habe er zugesagt, offen und neugierig, was daraus wird.